

Daniel Cohn-Bendit im Gespräch mit Norbert Frei

„Meine Aufgabe war, die Welt zu verändern. Jetzt müssen andere sie interpretieren.“

Norbert Frei: Es war die Regie dieser Tagung, die zu dieser Konstellation geführt hat: Historiker und Zeitzeuge. Das ist, wie mitunter gesagt wird, keine ganz risikofreie Kombination. Aber sie birgt doch auch Chancen. Ich freue mich jedenfalls sehr darüber.

Daniel Cohn-Bendit vorzustellen ist unnötig. Und das vielleicht nicht einmal in erster Linie wegen '68, sondern weil er, wie Sie alle wissen, seit mehr als vier Jahrzehnten als öffentliche Figur aktiv und präsent ist: als politischer Aktivist, als streitbarer Intellektueller, als Grüner, als Europäer. Seit 1978 ist er mit parlamentarischen Ambitionen auf dem politischen Markt. Damals scheiterte die Grüne Liste Hessen zwar noch an der Fünf-Prozent-Hürde, aber 1989 wurde Cohn-Bendit dann Dezernent für multikulturelle Angelegenheiten in Frankfurt am Main – ein Titel, bei dem heute manchen der Mut verlassen würde! Seit 1994 ist er, wenn ich das richtig beobachtet habe, abwechselnd auf der französischen und der deutschen Liste im Europaparlament. Politisch ist er aber ständig in beiden Ländern präsent: Nicht zuletzt als Dolmetscher zwischen den zwei Nationen, die nach 1945, nach der ‚Erbfeindschaft‘, per definitionem zu ‚Erbfreunden‘ wurden. Wenn diese von oben gestiftete Verbindung auch politisch gelebt wird, dann nicht zuletzt durch Leute wie ihn.

Ich habe Daniel Cohn-Bendit gebeten, dass wir unser Gespräch tatsächlich mit Frankreich im Mai 1968 beginnen. Und zwar auch deshalb, weil ich gerade vor einer Woche sehr nachdrücklich daran erinnert worden bin, dass nicht nur die Zeitzeugen, sondern auch wir Historiker unentwegt konstruieren. Hayden White, der auf einer Konferenz bei uns in Jena war, hat uns das so eindrücklich wie seit *Metahistory* nicht mehr vorgeführt: Für jede Geschichte, die wir schreiben, suchen wir uns einen Anfang, wir haben ein Mittelstück, und wir haben ein Ende.

Der Zufall will es, dass ich vor ein paar Jahren für mein Buch über 1968 einen Anfang konstruiert habe, der sehr viel mit Da-

niel Cohn-Bendit zu tun hat¹. Es geht da nämlich um eine Geschichte im Januar 1968, vor dem neuen Schwimmbad in Nanterre: Der französische Erziehungs- und Jugendminister kommt zur Einweihung, und beim Rausgehen bittet ihn ein junger Mann, 22 Jahre alt, um Feuer für seine Zigarette. Es entspinnt sich ein hitziger Dialog, der in verschiedenen Varianten – vermutlich nur in verschieden falschen – überliefert ist. Kein halbes Jahr später titelt nicht allein der *Spiegel*: „Französische Revolution“. Und meine historische Rekonstruktion der Vorgeschichte setzt ein mit dem Satz: „Vielleicht war es tatsächlich die Bitte um Feuer, mit der begann, was ein paar Monate später so vielen als die Französische Revolution erschien.“

Jetzt würde ich Sie aber gerne bitten, diese kleine Geschichte authentisch zu erzählen, weil ich sie ja nur in einer von vielen kursierenden Varianten wiedergegeben habe.

Daniel Cohn-Bendit: Ich werde jetzt konfrontiert mit einer wirklich kleinen Petitesse der Geschichte, die aber vielleicht in ihrer Auswirkung etwas Wesentliches hat. Also, die Geschichte selbst ist vollkommen uninteressant. Stellt Euch mal vor, eine Gruppe von Libertären im Januar, davor war im ganzen Herbst eine Streikbewegung in Nanterre, sitzt in der Cafeteria von Nanterre. Das ist außerhalb von Paris. Entweder man ist in der Uni, oder sonst ist man nirgends. Wir langweilen uns nachmittags, wie das ja des Öfteren in den Universitäten sein kann, wenn man 22 ist. Und trotz aller faszinierenden Professoren, die damals in Nanterre waren, sagt einer: „Da kommt der Minister, Missoffe.“ Missoffe war ein links-gaullistischer Minister, der gerade ein Weißbuch geschrieben hatte über die Jugend, also publizieren hat lassen. Als Regierungsposition über die Situation der Jugend in Frankreich.

Und wir gingen dahin. Es fing in der Tat mit Feuer an. Wobei man wissen muss, dass ich nie geraucht habe. Aber es war halt so wie „haste 'ne Mark“, „haste Feuer“, so ungefähr. Darauf entspann sich eine Diskussion, in der ich ihn in der Tat gefragt habe, warum in seinem Weißbuch weder von Kultur noch von Rockmusik noch von Sexualität die Rede war. Und er weihte gerade ein Schwimmbad ein. Darauf sagte er zu mir: „Wenn Sie ein sexuelles Problem haben, dann springen Sie ins Wasser, beruhigen Sie sich.“ Darauf sagte ich: „So haben die National-

¹ Norbert Frei: 1968. Jugendrevolte und globaler Protest. München 2008, S. 9–15.

sozialisten dieses Problem lösen wollen, mit Körperertüchtigung.“ Ging dann, indem ich „Heil Hitler“ sagte, und drehte mich weg.

Diese Geschichte ist banal und dumm, sowohl von meinen Äußerungen wie auch von seinen, und könnte so auch einfach bleiben. Das Problem ist, dass Minister immer mit Polizei unterwegs sind. Und diese Polizisten fragten: „Wer ist denn dieser Rothaarige, der den Minister so angesprochen hat?“ Und dann haben sie recherchiert und herausbekommen, dass dieser Rothaarige einer der Lautsprecher der Streikbewegung war und kein Franzose. Sondern ein Deutscher. Auf was kommen Polizisten, wenn irgendwie Unruhen sind und ein Minister beleidigt wird? Also wird ein Verfahren eingeleitet, damit ich aus Frankreich ausgewiesen werden sollte. Das hat natürlich in der ganzen Universität eine riesige Mobilisierung nach sich gezogen, und die Tochter dieses Ministers studierte auch in Nanterre. Sie studierte Geschichte. Sie ging dann zu ihrem Vater, weil sie von allen ihren Freunden angesprochen wurde, was der Quatsch soll. Und in der Tat sagte der Vater auch: „Was soll der Quatsch?“ Dann, nach vielen Interventionen, wurde diese Ausweisung zurückgenommen. Aber es war zu spät. Es war in ganz Frankreich klar, dass dieser Rothaarige ein Deutscher ist. Aus dieser Entwicklung der Ereignisse wurde dann plötzlich eine Auseinandersetzung.

Ich sagte am Anfang, ich gehörte einer libertären Gruppe, einer anarchistischen Gruppe und einer nicht-kommunistischen Gruppe, an. Das war ganz wesentlich, weil unsere Auseinandersetzung bezog sich sowohl auf den herrschenden Kapitalismus als auch auf den herrschenden Kommunismus. Ich glaube, ich war Zeit meines Lebens immer einer der radikalsten Anti-Kommunisten. Und das hatte zur Folge, dass wir zum Hauptfeind nicht nur des Staates, sondern auch der Kommunistischen Partei erklärt wurden. Dies hatte wiederum zur Folge, das ist jetzt eine Petitesse, die dann irgendwann interessant wird, dass nach einer großen Mobilisierung am 1. Mai '68 diese Bewegung, die Bewegung des 22. März, an der großen Demonstration teilnehmen wollte. Wir aber, als Anarchisten, wurden durch den Ordnungsdienst der Kommunistischen Partei zurückgeschlagen. Es gab eine militante Auseinandersetzung, die wir zum ersten Mal in der Geschichte, weil wir so viele waren, gewonnen haben und uns durchgesetzt haben gegen den Ordnungsdienst der Renault-Arbeiter, durchgesetzt haben mit den schwarz-roten Fahnen. Das war für die Kommunistische Partei

etwas Ungeheuerliches, und der Generalsekretär, Georges Marchais, schrieb am 3. Mai einen Leitartikel in *L'humanité*.² Dieser Leitartikel ging so: Die Arbeiterklasse soll wie immer von den kleinbürgerlichen Anarchisten verführt werden, und der Anführer dieser Anarchisten ist eine Gefahr für die Arbeiterklasse. Er nannte den Anführer: „dieser deutsche Anarchist“. Am 4. Mai wird dieser Leitartikel von Studenten in Nanterre gelesen, öffentlich, in Anwesenheit von Medien. Einer liest: „Deutscher Anarchist“, und dann sagt er: „Warum nicht der deutsche Jude?“ Warum hat er sich das nicht getraut? Man muss wissen, dass Georges Marchais freiwillig Fremdarbeiter in Deutschland gewesen war während des Krieges. Da war es raus. Die Opposition der Kommunisten gegen den deutschen Juden und überhaupt der Begriff ‚der deutsche Jude‘. Dieser Begriff wurde dann von Hunderttausenden aufgenommen, solidarisch, als ich ausgewiesen wurde, ungefähr um den 20. Mai. Die Geschichte „Wir sind alle deutsche Juden“, basiert auf dieser Petitesse und ihrer Entwicklung. Das bleibt für mich der emo-

tionalste und einer der stärksten Momente dieser Mai-Revolte. Diese Solidarisierung ohne Wenn und Aber ein Jahr nach dem '67er-Krieg, als es harte Auseinandersetzungen in Frankreich gab gegen Israel, von allen möglichen Seiten. An dieser großen Demonstration haben Weiße wie Schwarze, Maghrebener wie Juden und Nicht-Juden teilgenommen. Ein Freund, dessen Eltern im KZ umgekommen waren, sagt heute noch: „Ich habe so was noch nie erlebt.“ Ich habe noch nie erlebt, dass ohne einen Hintergedanken diese Solidarität „Wir sind alle deutsche Juden“ eins zu eins gemeint war, als radikale Solidarität gegen meine Ausweisung.

Was ich noch dazu sagen sollte: Warum war ich eigentlich Deutscher? Denn ich war in Frankreich geboren, und mein Bruder ist '36 in Frankreich geboren und ist Franzose. Ich bin, ganz kurz gesagt, gezeugt nach der ersten biologischen Möglichkeit nach der Landung der Alliierten in der Normandie. Deswegen ist die Dankbarkeit den Amerikanern gegenüber für mich einfach etwas Existentielles. Ich wäre einfach ohne die



² Georges Marchais: De faux révolutionnaires à démasquer. In: *L'humanité*, 3. Mai 1968.

Landung der Alliierten nicht geboren worden. Das ist für alle Positionen, die ich später politisch bezogen habe, die auch schwer von vielen, gerade in Deutschland, nachzuvollziehen sind, unglaublich wichtig. Ich bin dann im April '45 geboren, und meine Eltern glaubten, nach Amerika emigrieren zu können. Die Familiengeschichte, die Beziehung zwischen meinem Vater und meiner Mutter, war dann nicht so. Wir sind nicht nach Amerika gegangen, aber die sechs Monate, die notwendig sind, in den ersten sechs Monaten muss man ein Kind als Franzose erklären, sonst ist man kein Franzose, waren vorbei. Das heißt, ich war staatenlos. Ich war die ersten dreizehn, vierzehn oder fünfzehn Lebensjahre Staatenloser.

Mein Vater ist dann 1950 nach Deutschland zurück als Anwalt, nicht nach Berlin, sondern nach Frankfurt. Mein Vater hat ein instrumentelles Verhältnis zum Nachkriegsdeutschland gehabt. Er sagte zu mir in der Zeit – Sie müssen wissen, '58, '59, '60 ist noch der Algerienkrieg in Frankreich – und mein Bruder wurde mit dem Ende seines Studiums eingezogen und musste zwei Jahre lang Militärdienst ableisten: „Du hast eine Möglichkeit, keinen Militärdienst zu machen. 1956 hat Franz Josef Strauß, Gott hab ihn selig, einen Erlass ausgegeben, dass Kinder von Verfolgten des Holocaust nicht zur Bundeswehr gehen müssten.“ Dank Strauß habe ich dann die deutsche Staatsbürgerschaft angenommen, um nicht zur Bundeswehr zu gehen. Ich glaube, ich bin der einzige Mensch dieser Welt, der Deutscher geworden ist, um nicht ins Militär zu gehen. Das ist einfach für mich eine angenehme Sicht der Geschichte.

Deswegen bin ich Deutscher. Als Deutscher bin ich dann nach meiner Schulzeit zurück nach Frankreich, ich war in der Odenwaldschule, wir brauchen heute nicht über die Odenwaldschule zu diskutieren, danke sehr. Jedenfalls bin ich dann zum Studium nach Paris 1966, 1967. Das ist die kurze Geschichte.

Frei: Das zeigt mir eigentlich nur, so ganz falsch war es nicht, mit der Geschichte über die Bitte um Feuer anzufangen. Das ist eine Möglichkeit, die Geschichte des Pariser Mai zu erzählen. Wir beginnen im Januar '68. Man hätte, wie Sie ja gerade angedeutet haben, natürlich schon ein paar Monate eher anfangen können. Aber interessant ist ja auch, wie geschickt Ihr die Publizität genutzt habt, die sich daraus als Möglichkeit ergeben hat, nachdem Missoffe das Verfahren eigentlich zurückziehen wollte, aber nicht mehr konnte, weil es schon so weit gediehen war: um das Ganze von Nanterre nach Paris zu bringen. Jetzt sind wir also schon im Pariser Mai, und diese Solida-

ritätsdemonstration am 22. Mai, „Wir sind alle deutsche Juden“, die ist natürlich vor diesem Hintergrund zu sehen. Da würde ich Sie bitten, noch ein bisschen weiter zu berichten: Über Ihren Weggang nach Deutschland und das Problem der Wiedereinreise nach Frankreich. Ich habe mir das immer so vorgestellt, wenn ich diesen 22-Jährigen im Pariser Mai agieren sehe, dass darin auch das Bedürfnis zum Ausdruck kam, diesen in unglaublich kurzer Zeit sich verdichtenden und beschleunigenden Ereignissen einfach einmal zu entkommen zu den Freunden nach West-Berlin, die ...

Cohn-Bendit: ... keinen einzigen Freund hatte ich in West-Berlin. Aber Sie treffen einen Punkt. Ich bin als 20-Jähriger nach Frankreich zurück, ging studieren. Ich wollte zuerst eigentlich Mathematik studieren. War vierzehn Tage in der Universität Orsay. Ich hab absolut nichts verstanden und hatte eine kleine Gruppe von Freunden, die ich von früher her kannte, anarchistische Freunde, und bin dann nach Nanterre. Ich muss sagen, mein politisches Leben ist eigentlich gestaltet worden von meinem Bruder. Mein Bruder, der neun Jahre älter ist als ich, begann sein Philosophiestudium in Paris. Er hat dort Sartre kennengelernt. War dann in der Kommunistischen Partei. Ist dann ausgeschlossen worden und war Trotzkiist. Nachdem er dann ausgeschlossen war, gehörte er zu der Gruppe „Sozialismus oder Barbarei“. Hat in der Zwischenzeit den Algeriern geholfen in der Endphase des Algerienkrieges und ist dann im Grunde genommen mit „Sozialismus oder Barbarei“ bei diesen libertären Marxisten gelandet. Dann war ich praktisch soweit – meine erste Demonstration habe ich mit ihm gemacht, 1956, als Elfjähriger, nach dem Einmarsch der Russen in Budapest. Es ging darum: Es gab eine rechte Demonstration und eine linke Demonstration, also von radikal Linken – und die radikal Linken wollten den Rechten vor dem Zentralorgan der Kommunistischen Partei, die für den Einmarsch war, zuvorkommen: Es gibt eine linke Kritik am Kommunismus. Und dann hat sich eine wahnsinnige Straßenschlacht zwischen den rechten und den linken Kommunisten entwickelt. Das war so meine Geschichte. Und deswegen wurde ich zum Lautsprecher der nichtinstitutionellen Bewegung. Es gab die Studentengewerkschaft, es gab die Professorengewerkschaft, und es gab uns. Wir waren also dieser bunte Haufen, der vom Mond zu kommen schien. Das Problem war, dass ich eine völlig spontane Sprache hatte, die natürlich den Medien besonders gefallen hat, und ich wurde dann zum Liebling der Medien. Ob

ich das mitgespielt habe, ob mein Narzissmus das mitgefördert hat, das kann jeder Historiker dann beurteilen und niederschreiben.

Frei: Also, ich habe geschrieben: „Damit aber ist die ‚Affäre Missoffe‘ in der Welt – und ein Star geboren: Daniel Cohn-Bendit.“

Cohn-Bendit: Aber dieses „ein Star geboren“ war auch dann das Problem. Das Problem war, dass auf mir ein Druck lastete – und dann umso mehr, als ja im Grunde genommen aus dieser Bewegung etwas entstanden war, was niemand erwartet hat. Man muss nur daran denken: 1968, also im März '68, schrieb Pierre Viansson-Ponté in *Le Monde* einen berühmten Leitartikel: „Frankreich langweilt sich“: „In der ganzen Welt bewegt sich etwas, nur in Frankreich nicht, und ich sage Euch: In Frankreich wird nichts passieren.“³ Das sage ich jetzt für Journalisten, um zu demonstrieren, was aus Leitartikeln im Vergleich zur Geschichte entstehen kann. Und Viansson-Ponté war ein sehr kluger und ein sehr profunder Journalist.

So hatte sich das entwickelt: erst die Studentenproteste und dann der Generalstreik. Ein Betrieb nach dem anderen wurde besetzt, so dass am Ende die kommunistische Gewerkschaft und die anderen Gewerkschaften einfach den Generalstreik ausgerufen haben. Das war, nachdem er de facto schon existiert hat. So, und dann war die Frage: Ja, was macht Ihr nun? Werdet Ihr Euch jetzt der Führung dieses Generalstreiks unterstellen, wissend, dass natürlich die Gewerkschaften uns als ihren zweiten Hauptgegner hatten? Und in dieser Auseinandersetzung bin ich zuerst nach Saint-Nazaire gegangen, wo mein Bruder lebte, da war die Werft und dort haben wir eine große Versammlung organisiert mit den Werftarbeitern. Die Kommunistische Gewerkschaft hatte uns verboten, vor die Werften zu gehen, hatte uns sogar gedroht, uns totzuschlagen, wenn wir vor die Werften kämen. Wir haben dann am Strand diese Versammlung organisiert. Da kamen mehrere Tausend Leute, auch Arbeiter. Da bin ich persönlich – im Nachhinein



2 Daniel Cohn-Bendit bei einer Demonstration in Paris im Mai 1968

³ Pierre Viansson-Ponté: „Quand la France s’ennuie...“. In: *Le Monde*, 15.3.1968.

interpretiert – mit der ganzen Sache nicht mehr fertig geworden. Wer bin ich? Wo bin ich? Ich war plötzlich etwas, was ich vor einem Jahr nicht gewesen war. Und in dieser Situation kam eine Einladung aus Deutschland, an der FU zu erklären, was in Frankreich geschieht – schon während des Generalstreiks. Da fingen dann die ersten Fehler meines Lebens an im Umgang mit den Medien. Die Zeitung *Paris Match* hat mir ein Auto zur Verfügung gestellt, das mich dann nach Deutschland gefahren hat, und ein Foto veröffentlicht: Ich, der arme Dani, mit einem Koffer vor dem Brandenburger Tor. Dann kamen die Torheiten eines 23-Jährigen, der wirklich nicht mehr geerdet war. Und deswegen habe ich dann eine Rede, die banal war, an der Freien Universität gehalten – mir gingen die Reden der anderen furchtbar auf den Geist, weil ich fand, das war so eine revolutionäre Rhetorik, die weder meiner Situation entsprach noch der realen Situation.

Irgendwann klingelt bei mir das Telefon, und jemand sagt: „Jean-Paul Sartre möchte mit Ihnen reden.“ Du bist 23 Jahre alt und Jean-Paul Sartre will mit dir reden – noch dazu: „Er will Sie interviewen.“ Also das ist so, wie wenn ein Katholik oder eine katholische Jungfrau plötzlich erfährt, der Papst will sie interviewen. Ich war natürlich furchtbar aufgeregt, ging da hin, und da empfing mich ein Mann, den ich kannte, so vom Sehen, und der war mindestens so aufgeregt wie ich. Mindestens! Furchtbar nervös. Zappelte und wusste nicht: Wann kommt die Revolution? Das war seine Frage. Wann ist es soweit? Wie macht Ihr das? Also Ihr habt bis jetzt das gemacht, so und wann, wann? Und dann sag ich, 23 Jahre alt, es wird keine Revolution geben. Die Revolution mit dem Sturm auf den Winterpalast gibt es nicht mehr. Das ist eine andere historische Zeit. Es wird einen langen Prozess der Veränderung, der Revolten, der Reform geben. Und so geht das ganze Interview zwischen Sartre und mir, dass praktisch ich ihn beruhige, indem ich sage, man muss die Geschichte anders sehen. Das war mein Bewusstsein, und deswegen gingen mir die Reden auch in Deutschland – „Jetzt kommt die Revolution in Frankreich!“ – auf die Nerven, weil ich meinte, das ist Unsinn. Frankreich hat viel nachzuholen. Diese Revolte war ein Ergebnis der nicht durchgeführten Reformen Frankreichs in den 60er Jahren.

Frankreich war eine furchtbar reaktionäre Gesellschaft. Ich sage immer, damit man weiß, woher wir kommen: Eine verheiratete Frau musste noch Mitte der sechziger Jahre in Frankreich, wenn sie ein Bankkonto aufmachen wollte oder wenn

sie eine Arbeit aufnehmen wollte, eine schriftliche Erlaubnis ihres Ehemannes haben. So, und aus diesem Grund bin ich dann nach Amsterdam gefahren und habe eine Rede gehalten, die die französische offizielle Ehre tief verletzt hat – ob es eine kluge Rede war, sei dahin gestellt. Ich habe gesagt: Erstens, ich fand es witzig, dass bei einer Demonstration Demonstranten auf das Denkmal des unbekanntes Soldaten gepinkelt haben – so als anti-staatliche Geste –, und zweitens, dass entlang der Champs-Élysées die blau-weiß-roten Fahnen im Grunde genommen zu roten und schwarz-roten Fahnen gemacht wurden. Das war der Anlass, warum ich dann nicht mehr nach Frankreich zurückkehren konnte. Bei der großen gaullistischen Demonstration, als ich schon ausgewiesen war, lautete eine der Parolen „Cohn-Bendit nach Dachau!“ Das ist absolut richtig überliefert.

Frei: Wir können hier leider unmöglich die weitere Entwicklung der Protestbewegung – oder auch nur die Entwicklung in Frankreich – im Einzelnen durchnehmen. Aber wir sollten doch aus Ihrem Munde noch hören, wie Sie die Unterschiede zwischen den französischen Kommilitonen und den deutschen empfunden haben. Das Antiautoritäre in der französischen Bewegung: Wie viel davon haben Sie empfunden, als Sie dann in Berlin und in Frankfurt waren? Wie haben Sie damals schon die Unterschiede zwischen den beiden Seiten gesehen? Ich meine, man muss ja immerhin auch sagen, dass der deutsche SDS durchaus im Pariser Mai präsent war, mit einer ganzen Reihe von Leuten. Es gab intensive Kontakte. Die Tatsache, dass in Paris Anti-Kiesinger-Transparente rumgetragen worden sind, das versteht man ja nur vor dem Hintergrund der Informationen durch den deutschen SDS. Es gab die Kontakte, aber die Frage ist, wo sind eigentlich schon von Anfang an in Ihrer Wahrnehmung Unterschiede? Dieses eher Autoritär-Dogmatische, was Sie ja, glaube ich, dann auch bald beginnen zu kritisieren: Wann wird Ihnen das deutlich, und wie wird Ihnen das deutlich?

Cohn-Bendit: Also, erst mal muss ich sagen, der französische Innenminister hat mir das Leben gerettet. Meine Ausweisung aus Frankreich war das Beste, was mir passieren konnte. Nur so konnte ich in Frankreich zu der Ikone werden, die ich heute bin. Direkt in der Nach-68er-Zeit wäre ich untergegangen, weil mich jeder einverleiben wollte, ich wäre untergegangen in all diesen kleinen Streitigkeiten und hätte es persönlich nicht ausgehalten. Deutschland war für mich das Richtige:

Diese deutsche antiautoritäre Bewegung mit dem Versuch, auch den Alltag zu verändern, Wohngemeinschaften und so weiter, war für mich im Grunde genommen die Möglichkeit, mich neu zu erfinden. Und zwar nicht nur jetzt als Dani Cohn-Bendit aus dem Mai '68, sondern mit meinen persönlichen Lebensbedürfnissen. Das war das Positive für mich.

Mit Berlin hatte ich kaum Kontakt. Ich war nur vor dem Vietnamkongress mal in Berlin, hab den Rudi [Dutschke] getroffen, wir haben miteinander diskutiert, aber es waren zwei Welten, ja, zwei verschiedene Welten. Ich war ja viel mehr geerdet in der Tradition der südlichen Arbeiterbewegung und deren Auseinandersetzungen. Als ich '68 nach Deutschland zurückkam, mit meinem Bruder ein Buch geschrieben habe: *Der Linksradikalismus*⁴ – es sei dahingestellt, ob man es gut oder schlecht findet, das steht nicht zur Debatte – aber: Der Rowohlt Verlag hat uns eine Wohnung gemietet irgendwo im Allgäu, und Christian Semmler vom SDS kam uns besuchen. Diese Diskussionen, die wir hatten, hatten einmal einen ganz heftigen Streit zur Folge. Ich war dabei, den Teil über den Kommunismus zu verfassen und sagte zu Christian: Für mich ist eine Sache ganz klar, der bessere der beiden deutschen Staaten ist die BRD. Und da war erst mal die Kommunikation zu Ende. Er konnte das nicht verstehen. Und ich habe versucht, ihm zu erklären, na ja, wenigstens können wir kämpfen, um diese BRD zu verändern. Auf der anderen Seite [in der DDR] ist es eine Diktatur. Da sagte er, nein, die Infrastruktur und das alles ist in gesellschaftlichem Besitz... also eine platte trotzkistische Position, die sagt: Und am Ende wird aus der DDR der Sozialismus und so weiter. Es war ein absolutes Unverständnis zwischen uns.

Ein Unverständnis, das mich dann hier in Frankfurt lange, lange begleitet hat durch zwei Dinge: erstens meine Lebenslust. Ich wurde vom Frankfurter SDS einfach misstrauisch angesehen, weil ich immer sagte, ich will Austern. Ich will anders essen, Eure Würste schmecken mir nicht. Also so eine Lebensweise, das war schon mal ein Problem. Und das Zweite war das Problem, dass ich dann zu einer Konkurrenz wurde, obwohl ich es nie sein wollte, als mögliche Führungsperson. Die Folge war, dass nach dem Zusammenbruch des SDS wir

⁴ Gabriel und Daniel Cohn-Bendit: *Linksradikalismus. Gewaltkultur gegen die Alterskrankheit des Kommunismus*. Reinbek bei Hamburg 1968.

uns nicht der kommunistischen Wende der Bewegung angeschlossen haben, sondern uns als undogmatische libertäre Linke, die sogenannten Spontis konstituierten. Die Auseinandersetzung mit dem Kommunismus war ein Merkmal von uns und von mir gegenüber diesen kommunistischen Puppet-Veranstaltungen und all diesen Formen von neuer kommunistischer Partei, ob KPW, KPD, KPDAO oder ich weiß nicht was. Meine Auseinandersetzung in Deutschland bestand im Grunde genommen darin, eine Kritik an diesem real existierenden Kapitalismus mit der Kritik an der kommunistischen Tradition der Arbeiterbewegung zu verbinden.

Frei: Lassen Sie uns jetzt danach fragen, welche Rolle, welchen Stellenwert die, wie es damals hieß, „unbewältigte Vergangenheit“ für das Entstehen der Bewegung gehabt hat. Lassen wir also die frühen 70er Jahre und die K-Gruppen noch einen Moment außen vor und stellen wir die Frage: Wie haben Sie diesen Punkt eigentlich empfunden? Die Vergangenheit von Vichy France war ja schließlich auch in Frankreich präsent. Was waren aus Ihrer Sicht damals, falls Sie das überhaupt abstrakt reflektiert haben, die Unterschiede zwischen der unbewältigten NS-Vergangenheit als Motivationsgrund oder überhaupt die Generationenerfahrung ihrer deutschen Genossen zu denen in Frankreich?

Cohn-Bendit: Das ist schwierig zu beantworten, weil ich immer gesagt habe, diese Auseinandersetzung innerhalb einer Bewegungsöffentlichkeit, einer deutschen Öffentlichkeit um die Vergangenheit, das ist nicht mein Problem. Und ich will jetzt nicht die Auseinandersetzung für Euch führen, ja, auch persönlich, auch nicht bei meiner damalige Freundin, deren Vater SS-Mann war, deren Mutter auch nationalsozialistisch engagiert war – ich sah diese persönlichen Auseinandersetzungen der verschiedenen Menschen mit ihren eigenen Eltern. Das war eine sehr konkrete Form der Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus. Richtig ist, dass sie verbunden war mit dieser Faschismustheorie: Kapitalismus führt zum Faschismus, und dass in der Auseinandersetzung für mich die Frage ausgeblendet war, welche Gesellschaftsform so eine Entwicklung auch verhindern kann, also welche politische.

Der Sozialismus, war für viele Linke die Antwort auf die Geschichte! Darauf verkürzte sich die Auseinandersetzung mit der Vergangenheit; sie wurde sehr persönlich geführt. Viele der Beteiligten wollten dann Lehrer oder Lehrerinnen werden, um eben die Geschichte anders zu vermitteln. Die große Ausein-



3 Norbert Frei

dersetzung für viele war die mit der Sprachlosigkeit der 50er und 60er Jahre, an der sie zu ersticken glaubten.

Frei: Wenn man über den Nationalsozialismus vulgo Faschismus spricht, 1967/68 – Sie haben es in Deutschland ja erst 1968/69 vermutlich genauer beobachtet –, so kann man gar nicht oft genug darauf hinweisen, dass es eigentlich immer um '33 ging und nicht um

den Krieg oder den Holocaust oder um '45. Es ging um die Frage: Wie können wir ein zweites '33 verhindern? Ich erinnere an ein Bild, das mir im Kopf ist: Die Münchner Kunststudenten haben am Siegestor im Mai '68 ein großes Transparent angebracht, das lautete: „Kein zweites '33!“ Die Diskussion um die Notstandsgesetze wurde geführt – übrigens auch mit Beteiligung liberaler Professoren – Karl Dietrich Bracher ist zu diesem Zeitpunkt noch sehr aktiv –, eben vor dem Hintergrund, dass diese Grundgesetzveränderung als Möglichkeit eines neuen Ermächtigungsgesetzes verstanden werden. Deshalb die Frage: Wie präsent ist eigentlich in diesem NS-Bewältigungsdiskurs damals schon der Holocaust?

Cohn-Bendit: Ich finde, das ist ein bisschen zu kurz gegriffen. Wer „Kein '33“ sagt, kann ja meinen: „und das, was folgt“. Wenn es kein '33 gibt, gibt es auch kein '39, dann gibt es auch kein Konzentrationslager. Ich meine, man will da einer bestimmten Generation im Grunde genommen etwas in die Schuhe schieben, das nur halb richtig ist. Ich will es erklären. Eugen Kogons *Der SS-Staat*⁵ hat existiert, es wurde gelesen, und die Leute haben darüber geredet. Es ist ja nicht wahr, dass die Vernichtung der Juden ausgeblendet wurde. Gut, man kann sagen, es war nicht anders möglich, wenn man mit mir geredet hat. Denn es war klar, dass meine Eltern '33 aus Deutschland weggegangen sind. Was später kam in der Diskussion, ist die Debatte um die Einzigartigkeit des Nationalsozialismus durch den Holocaust. In der Tat. Aber das der Studentenbewegung anzulasten, ist meiner Meinung nach unsinnig.

Frei: Ich würde ja auch nicht von anlasten sprechen. Ich würde eher umgekehrt sagen, dass das, was da als Vergangenheitsbewältigungsdiskurs in den späten 50er und 60er Jahren statt-

⁵ Eugen Kogon: *Der SS-Staat*. Berlin 1947.

gefunden hat, in ganz eigentümlicher Weise auf das Jahr '33 fokussiert war.

Cohn-Bendit: Das ist verständlich. Ich glaube, dass der ganzen Welt und den Menschen in Deutschland und damit auch den Menschen in dieser Bewegung erst später langsam die Dimension der Vernichtung gedämmert hat. Es ging um Zahlen, aber die Bilder, der Versuch dies dann wirklich real wahrzunehmen, ich muss sagen, wenn ich von mir rede, dagegen habe ich mich lange gewehrt. Wenn ich die Filme gesehen habe, *Nuit et Brouillard* [*Nacht und Nebel* von Alain Resnais] zum Beispiel, bin ich immer rausgegangen. Ich habe gesagt, das ist nicht für mich. Warum soll ich zuschauen, wie ich hätte umgebracht werden können. Das ist doch nicht mein Bier. Ich war erst jetzt in Yad Vashem. Ich glaube, dass viele Menschen da zwar einen Begriff hatten, aber sich nicht mit dieser Realität, der wirklichen Dimension der menschlichen Vernichtung auseinandersetzten. Sich davor zu schützen ist doch, mein Gott, auch irgendwie verständlich. Das heißt nicht, man wollte es nicht wissen, sondern man hat das in abstrakten politischen Kategorien formuliert und war damit, so glaubte man, auf der richtigen Seite. Und das konkrete Wahrnehmen: Wie *war* das genau? Das hat lange gedauert in dieser Auseinandersetzung in Deutschland. Aber nicht nur in Deutschland. In Frankreich ist *Le Chagrin et la Pitié* [*Das Haus von nebenan – Chronik einer französischen Stadt im Kriege* von Marcel Ophüls], dieser Film über die Besetzung, ich glaube erst 15 Jahre, nachdem er gedreht wurde, vom französischen Fernsehen gezeigt worden. Er war lange Zeit verboten. Also, ich finde, darum sollte man nicht nur eine deutsche Debatte führen. Obwohl man natürlich sagen kann: „Aber die Deutschen ...“.

Ja, aber die französische Kollaboration! Ich meine, die Verhaftung jüdischer Kinder und jüdischer Familien im Vel'd'Hiv [Vélodrome d'Hiver in Paris] ist nicht von Deutschen durchgeführt worden, sie ist von der französischen Polizei praktisch eigenständig vollzogen worden. Ich finde, man sollte da ein bisschen vorsichtig sein und fragen: Ab wann war es für die Welt, vielleicht auch für viele Juden möglich, dem Grauen in die Augen zu schauen? Ich glaube, das ist eine faire Art, sich diesen Dingen anzunähern.



4 Daniel Cohn-Bendit

Frei: Wir lassen das jetzt einfach so stehen, auch für die Diskussion, die ja noch kommen soll. Ich gestatte mir lediglich noch die Bemerkung, dass natürlich nicht zuletzt das Faktum zu bedenken ist – was heute kaum noch zu denken ist –, dass uns ein Begriff wie Holocaust oder Schoa die ersten 20, 30 Jahre nach dem Krieg überhaupt nicht zur Verfügung gestanden hat. Das ist Teil der Erklärung und Ausdruck der Sache in einem.

Ich muss nochmal zurück ins Jahr '67, schließlich sitzt Jürgen Habermas im Publikum. Es geht mir um den SDS-Kongress nach der Beerdigung von Benno Ohnesorg in Hannover am 9. Juni 1967. Also, die Konstellation war so: Habermas spricht, dann spricht Dutschke, und dann kommt diese berühmte Formulierung: „Herr Professor Habermas, Ihr begriffsloser Objektivismus erschlägt das zu emanzipierende Subjekt.“ Habermas, so jedenfalls ist es für mich in den Quellen nachvollziehbar – Sie können das jetzt natürlich korrigieren, Herr Habermas! – sitzt schon im Auto, als ihn die Erregung packt über diese Attacke von Rudi Dutschke, der über die Gewaltfrage in dieser Rede nun wirklich changierend gesprochen hatte. Habermas steigt nochmal aus, geht hinein und sagt dann wörtlich: „Herr Dutschke hat als konkreten Vorschlag nur vorgetragen, dass ein Sitzstreik stattfinden soll. Das ist eine Demonstration mit gewaltlosen Mitteln. Ich frage mich, warum er das nicht so nennt und warum er eine Dreiviertelstunde darauf verwendet, eine voluntaristische Ideologie zu entwickeln, die man im Jahre 1848 utopischen Sozialismus genannt hat, die man aber unter heutigen Umständen – jedenfalls glaube ich, Gründe zu haben, diese Terminologie vorzuschlagen – ‚linken Faschismus‘ nennen muss.“⁶

Cohn-Bendit: Also, Herr Habermas und ich haben uns darüber vor 15 oder 20 Jahren im Frankfurter Restaurant Dionysos mal gestritten. Weil ich diese Position von ihm damals als richtig empfand, und er das nicht mehr so sehen wollte. So ist manchmal die Geschichte. Ich will erzählen, warum ich – natürlich im Nachhinein – fand, dass da Jürgen Habermas mit seinem demokratischen Sensorium etwas gespürt hat, was richtig war. Jetzt kann man immer sagen – und ich finde das von der Studentenbewegung unfair, ihm das vorzuwerfen – man kann diesen Begriff brutal finden. Aber die Begriffe der Studentenbe-

⁶ Zit. nach Jürgen Habermas: Protestbewegung und Hochschulreform. Frankfurt am Main 1969, S. 148.

wegung mit „USA – SA – SS“ sind ja nicht minder brutal. Habermas wollte damit sagen, passt auf, ziviler Ungehorsam ist absolut legitim, aber wenn man das einpackt in eine pseudo-revolutionäre Metaphorik, kann sich das verselbstständigen. Jedem Historiker rate ich, macht die Augen zu, [hört] und tut nicht so, als ob Ihr nicht wisst, das ist Rudi Dutschke, der da spricht. Nehmt die Rede vom Vietnam-Kongress, hört sie nur. Ich habe das gemacht, weil ich Anfang der 80er Jahre einen Film gedreht habe über verschiedene Entwicklungen der Revolution: *Wir haben sie so geliebt, die Revolution*, sechs Stunden, ich habe sie mir ganz angehört, und ich bin erschrocken. Ich bin erschrocken, weil das eine Rede war, die Rudi nie so gemeint hat, das ist das Schlimme. Er wollte damit begründen, dass wir auf die Straße gehen müssen, um gegen den Vietnamkrieg zu demonstrieren. Ist in Ordnung. Aber dies jetzt mit einem Appell zu verbinden, wir müssen jetzt den Kampf hier auf der Straße weiterführen, den die Vietnamesen dort führen – das war Unsinn. Wir führten einen ganz anderen Kampf, eine richtige Auseinandersetzung gegen den Vietnamkrieg auf den Straßen hier, um die Menschen zu mobilisieren, auch gegen den dummen Antikommunismus, was auch immer. Und ich glaube, mit dieser Formulierung von Jürgen Habermas bündelt sich eine Empfindung von einem Menschen, der einfach sagt (und ich kann's verstehen, ich will später sagen, warum): „Das geht nicht, das wird dann schief laufen.“ Und leider hat er Recht gehabt. Er hat Recht gehabt in den Auswirkungen: Einige sind ausgestiegen – so. Und warum ich das so empfinde, ist, weil ich selbst aus meiner Geschichte heraus eine furchtbare Angst habe vor Gewalt.

Klar haben sich in Frankreich, als wir die Barrikaden bildeten, und als die Steine flogen, die Demonstranten verteidigt, da habe ich gesagt, dass das in der Tat auch richtig war. Aber es ist auch geschichtlich – ja, wie sind sie entstanden, in Paris, diese berühmten Barrikaden? Die Universität war von der Polizei besetzt, die Studenten wollten ihre Universität wiederhaben, 50 000, wie gesagt. Ich hatte eine große Angst: Das gibt ein Massaker. Wir kreisten die Polizei ein. Wir bildeten Barrikaden, damit es keine Auseinandersetzung gibt, und das hat alle Leute begeistert. Das war dann eine spielerische Dimension, die am Ende durch den Sturm der Polizei nicht so friedlich war, aber das war mein Impetus. Und diese Angst vor Gewalt hat sich dann bei mir in der ganzen Auseinandersetzung später mit einer gewissen Radikalität auch in unseren Kreisen immer

durchgezogen. Ich interpretierte diesen von Habermas zitierten Linksfaschismus ja als Warnung vor einer sich verselbstständigenden Bewegung, die im Grunde genommen nicht mehr aus ihrer Rhetorik aussteigen kann.

Frei: Ganz persönlich jetzt an Sie die Frage nicht nur nach dem Antizionismus, sondern nach dem Antisemitismus der Linken, bezogen jetzt wirklich auf die deutsche Studentenbewegung: Ab wann, würden Sie sagen, wird das für Sie sichtbar, greifbar, erkennbar? Und wo würden Sie da vielleicht auch Zäsuren sehen?

Cohn-Bendit: Vielleicht muss ich jetzt einen kleinen Umweg machen: Mein Selbstverständnis, meine jüdische Identität: Ich würde sagen, ich bin so etwas wie ein „Non-Jewish Jew“. Was meine jüdische Identität ist, ist – vielleicht nur für mich – ein Buch mit sieben Siegeln, und ein paar Siegel habe ich jetzt geöffnet. Tatsache ist, dass meine Entstehungsgeschichte mich zum Juden macht, also die Tatsache, dass ich in Frankreich geboren worden bin, von deutschen Eltern. Mein Vater, er war Rechtsanwalt, er hat Hans Litten verteidigt, er hat die Rote Hilfe verteidigt und sollte nach dem Reichstagsbrand verhaftet werden, hatte einen Tipp bekommen, ist nach Frankreich gegangen, mit meiner Mutter, deshalb bin ich in Frankreich geboren. Hannah Arendt hat für bestimmte jüdische Intellektuelle den Begriff des Paria geprägt und es ist kein Geheimnis, dass ich mich, neben den vieren, die sie erwähnt (Charlie Chaplin, Heinrich Heine, Bernard Lazare und Franz Kafka), als den fünften sehe.

Frei: Wobei man sagen muss, dass Hannah Arendt ja überhaupt sehr stolz war auf den Daniel Cohn-Bendit ...

Cohn-Bendit: Ja gut, aber weil sie sehr stolz war auf meinen Vater. In den Briefen an Blücher aus den 50er Jahren, wo sie meinen Vater beschreibt, wird deutlich, dass das wohl auch nicht so einfach war. Mein Vater als Alkoholiker auf der einen Seite, auf der anderen Seite ein sehr klarer Kopf, was die Situation in Deutschland betraf. Irgendwann habe auch ich mein Anderssein realisiert und meine Art, die Geschichte für mich zu reflektieren und daraus Schlüsse zu ziehen, entwickelt. Und dabei habe ich den Eindruck gehabt, da bin ich nicht mehr willkommen.

Frei: Wann war das?

Cohn-Bendit: Sehr heftig war schon der erste Häuserkampf und diese Plakate: „Die Schweine von heute werden die Schinken von morgen sein!“ Das alles waren noch Auseinandersetzungen

zungen, die man ausgetragen hat. Jede Bewegung hat auch ihre absurden Ausprägungen. Auch später die Auseinandersetzung über das Theaterstück von Rainer Werner Fassbinder *Der Müll, die Stadt und der Tod*, das konnte ich noch in schwierigen Debatten aushalten. Der Moment, wo ich mich in Deutschland alleine gefühlt habe, war die Bosnien-Auseinandersetzung.

Frei: Es ist mir wichtig, dass wir das ein bisschen genauer herausarbeiten. Denn in meiner Wahrnehmung hat auf Seiten der ehemaligen Protagonisten in den letzten zehn, 15 Jahren etwas viel Selbstgeißelung stattgefunden. Und die Entwicklung, wie Sie sie beschreiben, kommt dabei tendenziell zu kurz. Ich meine, wir müssen uns doch immer wieder klarmachen, dass das, was nach dem 2. Juni 1967 zur Massenbewegung geworden ist, Ende '68 schon wieder vorbei ist. Und das heißt für den allergrößten Teil derer, die in diesen 18 Monaten wirklich Anteil genommen haben, aktiv geworden sind, dass doch wahrscheinlich ein ganzes Bündel von Motiven eine Rolle gespielt hat. Wir wissen ja zum Beispiel, dass zu den wesentlichen Antriebsmomenten für die sich herausbildende kritische Studentengeneration der mittleren 60er Jahre die Kritik der „unbewältigten Vergangenheit“ gehörte – und im Umkehrschluss ein ausgeprägtes Interesse an Israel, Dinge wie die Aktion Sühnezeichen. Also eine der Wurzeln von '68 ist auch ein eher philo-semitisches Engagement, das nicht einfach verschwindet.

Cohn-Bendit: Es ist verdammt schwer für Deutsche und Deutschland, ein Verhältnis zu Juden und zu Israel zu haben. Das sehe ich auch heute im Europaparlament. In der Grünen-Fraktion sind auf der einen Seite die in Deutschland Gewählten und auf der anderen Seite die der restlichen Nationen, aber die haben ein anderes Verhältnis dazu. Das ist ganz klar, das ist geschichtlich geprägt. Das will ich vorausschicken. Wenn man da geboren ist, ist das historische Bewusstsein sehr verunsichert. So eine Aktion Sühnezeichen mit einer Käßmann-Attitüde ist mir im Grunde genommen genauso suspekt wie die auf der anderen Seite. Ja, das ist richtig, wenn einer sühnen will in Israel, dann soll er's machen, oder was anderes machen. Ich finde, in der Auseinandersetzung mit dieser Studentenbewegung hat sich klar herausgestellt, dass Teile dieser Bewegung die Auseinandersetzung mit Israel instrumentalisieren konnten für einen latenten, real existierenden Antisemitismus. Es kann doch aber nicht sein, dass man den gesamten Zionismus an Deir Yassin misst. Nur weil das Massaker von Deir Yassin verübt worden war, ist der Zionismus einfach nur

Massaker? Jeder Mensch sagt, du spinnst! Ich stimme mit Jorge Semprun überein, der jedes Mal, wenn ich ihn getroffen habe, zu mir sagte: „Dani, sag den Deutschen, sie sollen sich heute nicht verantwortlich fühlen. Die sollen einfach nur wissen, was war, und dann können sie vielleicht eine andere Gesellschaft machen.“ Diese „Nie-Wieder“-Attitüde, die eigentlich nett ist, wir wollen nie wieder ein Land besetzen – läppisch. Wäre ja noch schöner, wenn sie gesagt hätten, wir sollen es nochmal versuchen. Dieses „Nie wieder“ war etwas Geschichtsloses, weil es nicht beschrieben war. Was wollen wir? Und als dann begründet wurde, wir wollen den Muslimen in Sarajewo nicht helfen, nie wieder, weil wir vor 40 oder 50 Jahren die Menschen dort drangsaliert haben – da habe ich verstanden, dass das „Nie wieder“ ein Problem ist. Nie wieder sollen wir menschliche Vernichtung akzeptieren bei uns, durch uns, oder bei etwas, das uns angeht, nämlich dieser europäische Zusammenhang, von dem wir ein Teil sind.

Frei: Das hat ja dann auch Joschka Fischer mit mindestens zwei „Nie wieder“ nochmal neu...

Cohn-Bendit: Ja, aber der Joschka hat das erst spät gemacht, und er hat auch Schwierigkeiten gehabt, und deswegen hat er es überladen mit Auschwitz. Das ist das Problem, und das meine ich mit den Schwierigkeiten für die Deutschen.

Frei: Es sind im Grunde genommen drei „Nie wieder“: Es ist „Nie wieder '33“, es ist „Nie wieder Krieg“, es ist „Nie wieder Auschwitz“.

Cohn-Bendit: Und es gibt noch ein viertes: „Nie wieder wegschauen“. Und wenn man dies „Nie wieder wegschauen“ zurückholt, dann kann man nicht wegschauen in Sarajewo.

Frei: Worum es mir gerade eben ging, war zu zeigen, dass Sie im Grunde genommen an der Substantivierung der „Nie wieder“ auch eine Entwicklung der deutschen Geschichte nach 1945 aufzeigen können. – Letzte Frage: '68 als transnationale Geschichte. Nun haben Sie ja zumindest diese binationale Geschichte am eigenen Leib erlebt. Wenn Sie versuchen, sich möglichst in die Zeit zurückzudenken und nicht als der heutige reflektierende Beobachter zu urteilen: Wie transnational, wie weltumspannend haben Sie '68 damals eigentlich empfunden? Wie global war denn die Revolte, und wie groß hat man sich in diesem Sinne gefühlt?

Cohn-Bendit: Ich bin der festen Überzeugung, wir waren die erste Mediengeneration. Was in Polen, was in Amerika oder was in Paris oder in Berlin oder in Rom oder wo immer statt-

gefunden hat, das wurde zum ersten Mal durch die Globalisierung, durch die Medien zu unserem gemeinsamen Alltag. Eine der Parolen in Paris hieß: „Rom, Budapest, Berlin, Paris“ – das war alles in unserem Bewusstsein. Es war aber natürlich auch eine Bewegung, die im jeweiligen Nationalstaat von nationalen Zügen geprägt und unterschiedlich war. Aber das Bewusstsein war schon da, dass es *eine*, im Grunde genommen *eine* Bewegung ist. Es gab über die Grenze hinaus Gemeinsamkeiten, ich habe das wirklich als eine transnationale Bewegung angesehen.

Ich möchte zum Schluss einen Satz sagen. Ich habe zum 40. Jahrestag in Frankreich ein Buch veröffentlicht: *Forget 68*.⁷ Ihr habt das Glück, dass ich akzeptiert habe, noch einmal darüber zu sprechen. Ich habe, ich gebe es zu, die Nase voll davon.

Mag sein, dass alle Leute ein 68er-Bashing machen – ich weiß nicht, warum. Es treffen sich junge oder weniger junge Leute auf dem Syntagma-Platz in Athen, Puerta del Sol in Spanien, oder es gibt irgendeinen Studentenstreik in irgendeiner Universität, zum Beispiel in Buenos Aires, und da gibt es mindestens 50 Medien, die bei mir anrufen und fragen, ob das wie '68 ist. Daraus ziehe ich den Schluss, dass '68, ob Ihr das historisieren wollt oder nicht, einfach ein Faszinosum zu sein scheint, das immer wieder neu hervorgerufen wird. Nicht nur aus den Gedächtnissen der 60- oder 70-Jährigen, sondern für junge Menschen als ein Moment, wo eine Gesellschaft plötzlich so durchgerüttelt wurde. Nur, ich sage – jetzt müssen es andere interpretieren. Meine Aufgabe war, die Welt zu verändern. Jetzt müssen andere sie interpretieren.

Fragen aus dem Publikum:

Richard Herzinger: Es war die Rede von der Schuld mit der Frage, ob die Auseinandersetzung mit dem Grauen des Holocaust erst viel später als in den 60ern kam. War es aber nicht vielleicht eher umgekehrt? Meine These ist, durch Eichmann, durch die Auschwitzprozesse war dieses Grauen plötzlich zum ersten Mal ganz vehement präsent. Und könnte man es nicht eher so interpretieren, dass dieses Abschweifen in die sozialistische Utopie, in die weltrevolutionäre Gewissheit gerade eine Flucht war aus dieser Konfrontation mit dem Grauen in dieser Generation, weil man mit dieser Konfrontation einfach nicht

⁷ Daniel Cohn-Bendit: *Forget 68. Entretiens avec Stéphane Paoli et Jean Viard. La Tour d'Aigues 2008.*

leben konnte, weil man daraus keine positiven „Jetzt erst recht“- oder „Wir werden Euch rächen“-Schlüsse ziehen konnte, weil dieses präzedenzlose Grauen einfach nicht auszuhalten war? Kann nicht die ganze 68er Bewegung oder die Wendung in die sozialistische Abstraktion oder Emphase interpretiert werden als eine Flucht vor dieser Unerträglichkeit?

Cohn-Bendit: Ich war beim Auschwitzprozess. Es war eines der drei Male, wo ich dann auch zufällig Hannah Arendt getroffen habe. Wir hatten uns vorher gekannt, weil sie nach dem Tod meines Vaters meine Mutter besucht hat, als sie die Laudatio zum Friedenspreis in Frankfurt gehalten hat. Wir haben uns getroffen, und alle Leute waren überrascht, als wir uns in die Arme gefallen sind und miteinander geredet haben. Das alles als Einleitung um zu sagen, es gab einen Satz, den wir beide sagten: Es ist entsetzlich. Und sie sagte: Ja, und es ist schwer auszuhalten. Und wenn etwas entsetzlich und schwer auszuhalten ist, dann verdränge ich das. Da kann man sagen: Du sollst nicht verdrängen. Ich glaube, dass es auch für diese Generation eine Zeit gebraucht hat. Sie haben die Berichte über den Auschwitzprozess gelesen. Zum Teil hatte es Auswirkungen auf die deutsche Gesellschaft. Aber bis das ein Begriff war!

Michael Brenner: Erst mal vielen Dank, dass Sie doch noch einmal darüber gesprochen haben, denn ich denke, gerade auch in dem Zusammenhang unserer Diskussion ist das sehr spannend. Ich habe eine biografische, persönliche Frage. Wir haben ja viel über die Auseinandersetzung der nicht-jüdischen Kinder mit ihren Eltern in der Zeit gesprochen, und ich wollte Sie fragen: Es war ja sehr ungewöhnlich für Ihren Vater, einen deutsch-jüdischen Anwalt aus Frankreich, wieder zurück in die Bundesrepublik zu gehen, und zwar als jemand, der eine Rolle spielte in der Bundesrepublik. Wie haben Sie das wahrgenommen? Und vielleicht auch, wie es für ihn war, wieder in der Bundesrepublik zu wirken?

Cohn-Bendit: Mein Vater war Rechtsanwalt, ist '33 nach Frankreich emigriert, dort haben meine Eltern einen intellektuellen Kreis gehabt, wo Walter Benjamin, Hannah Arendt und andere dazugehörten. Mein Vater hat in diesem Kreis, der zum Teil nach Montauban ging, die Auseinandersetzung um den Nationalsozialismus dann weitergeführt. Dank Marie-Luise Knott habe ich erfahren, dass ein Teil des Totalitarismusbuches von Hannah Arendt aus einem Brief von ihr an meinen Vater einfach weiterentwickelt wurde, die Teile über Flüchtlinge und über Staatenlosigkeit. Mein Vater war ein leiden-

schaftlicher Anwalt, das war sein Leben. Von dem Moment an, wo er nach Frankreich kam, konnte er alles machen – Briefmarken verkaufen, mit meiner Mutter Kinder hüten, aber nicht Anwalt sein. Und nach dem Krieg hatte er die Wahl: Was mache ich? Beginne ich ein neues Studium? Muss ich das Abitur noch einmal machen? Also völlig abstruse Vorstellungen. Und Tatsache war, dass es auch nicht mehr so gut zwischen meinem Vater und meiner Mutter stand wie zu der Zeit, als sie der Krieg zusammengeschweißt hatte, dass der Frieden im Grunde etwas gelöst hat, man konnte sich anders entwickeln. Und so ist er nach Deutschland zurückgegangen. Die spätere Freundin meines Vaters hat erzählt, dass er, als er in Frankfurt ankam – er wollte nicht nach Berlin – in den Frankfurter Hof ging und sagte, 1950 glaube ich: „Guten Tag, mein Name ist Cohn-Bendit. Dürfen Juden hier wieder wohnen?“ So. Und dann hat er seine Anwaltspraxis in Frankfurt aufgemacht und war derjenige, der die Wiedergutmachung für die Jüdische Gemeinde in Frankfurt durchgesetzt hat in einem Schriftstück, zu dem das Rechtsamt gesagt hat: „Ist ok, wir akzeptieren das.“

Mein Vater war Rechtsanwalt, und er hatte ein instrumentelles Verhältnis zur Bundesrepublik. Er hat gesagt: Ich bin da, und die werden sich entwickeln. Er hat ein Verhältnis zur Jüdischen Gemeinde gehabt, weil er der Anwalt der Jüdischen Gemeinde war. Als mein Bruder 1959 heiraten wollte, war seine Mutter, meine Großmutter, völlig deprimiert, weil mein Bruder eine gojische Frau heiraten wollte. Sie ging zum Rabbiner und sagte: Geh' zum Erich – der damals schon krank war – er soll da intervenieren. Dein Sohn, das geht doch nicht. Du hast dann vielleicht keine jüdischen Kinder. Der Rabbiner ging zu meinem Vater und sagte zu ihm: Das geht nicht, Erich. Und mein Vater sagte zu ihm: Weißt du, es ist noch schlimmer: Sie ist noch eine Kommunistin. Und damit war die Sache erledigt. Mein Vater ging nie zur Synagoge, er hat damals auch meine Position zu Fassbinder bestimmt. Er sagte: Die Juden sind zurückgekommen. Es sind Juden zurückgekommen, und die haben genommen, was sie konnten, und das war ihr gutes Recht. Was in dem Fassbinder-Stück gesagt wird irgendwann, wenn dem reichen Juden vorgeworfen wird: Du schmeißt Leute raus, und er sagt: Als ich damals rausgeschmissen wurde, habt ihr euch bewegt? Als ich damals deportiert wurde, habt ihr euch bewegt? Genau das war die Position.

Als ich dann sehr krank war, und ich mit meiner Mutter nach Deutschland sollte, habe ich die ganze Nacht geweint.

Ich wollte nicht nach Deutschland. Als ich dann in die Odenwaldschule gekommen bin, wo auch viele jüdische Lehrer waren – gut, ok. Mein Vater hat immer gesagt: Es gibt verschiedene Deutschlands, und wenn du da bist, musst du dir das Deutschland aussuchen, das du willst. Und das Interessante war: Als mein Vater gestorben war, als meine Mutter vier Jahre später auch gestorben war, ich war 17, hätte ich nach Frankreich zurückgehen können. Meine Mutter ist nach Frankreich zurück, ich habe gesagt: Nein, ich will in der Odenwaldschule bleiben. Und das war im Grunde das, was er mir gegeben hat: Such dir aus, was du willst. Lass dich nicht von dem Objektiven erschlagen. Es gibt verschiedene Strömungen in Deutschland. Er war nicht zynisch. Er war Realist, und er ist nach Deutschland zurückgekommen, weil er nur hier Anwalt sein konnte.

Der Dank der Redaktion gilt Frau Marie Luise Knott für die Übersendung der Tonbandaufzeichnungen.

BILDNACHWEIS

Abb. 1, 3 und 4: Thomas Hauzenberger

Abb. 2: picture-alliance/
United Archives/TopFoto